

begann, sich mit Fragen des Krisenmanagements zu befassen.

ZWISCHEN HAMMER UND AMBOSS

Einige Jahre später bekam die noch immer sehr junge Strahlenschutz-Expertin die Gelegenheit, als Schweizer Delegierte in einem EU-Fachgremium mitzuwirken. Beraten wurde über den Zuspruch von Forschungsfördergeldern. Ihre Erwartungen waren gross, noch grösser war die anschliessende Ernüchterung, vor allem über die undurchsichtigen Beurteilungskriterien des Gremiums: «Es war der reinste Basar.» Wieder war ihr erster Gedanke: «Wie könnte man's besser machen?» Und so fand sie ihr neues grosses Thema: Leistungs- und Qualitätsbeurteilungsprozesse in der Wissenschaft. Sie schrieb eine Habilitationsschrift über Hochschulevaluationen und wurde Chefin der Sektion Hochschulen beim Bundesamt für Bildung und Wissenschaft.

Es war die Zeit der grossen Umbrüche im Schweizer Universitätswesen. Das Universitätsförderungsgesetz war in Planung, in vielen Fragen rund um Autonomie, Verantwortlichkeiten und vor allem Finanzierung prallten die Interessen von Bund, Kantonen und Rektorenkonferenz hart aufeinander. Für Schenker-Wicki war dieses letzte Drittel der 90er-Jahre die aufregendste Zeit ihres Lebens. Sie fühlte sich zunächst in ihrer Position «wie zwischen Hammer und Amboss», lernte dann aber die Funktionsweise des föderalistischen Systems Schweiz en détail kennen und schätzen. «Es war ein zähes, aber faires Ringen, alle Argumente kamen auf den Tisch, voreilige Lösungen dem schnellen Frieden zuliebe gab es nicht. Nur deshalb kamen wir zu einem hieb- und stichfesten Gesetz, auf dem Bund, Kantone und Universitäten aufbauen konnten.» Auch Andrea Schenker-Wicki baut darauf – seit neuestem auch als Beiratspräsidentin beim OAQ. Und was bewegt sie zu diesem Engagement in der Hochschulförderung? Ein einfacher Gedanke, nicht schwer zu erraten: «Wie könnte man's besser machen?»

KONTAKT andrea.schenker@isu.uzh.ch

«JUGENDELINQUENZ KENNT KEINE SOZIALEN BARRIEREN»

Wenn das Gewaltpotenzial von Kindern früh erkannt wird, kann ihnen besser geholfen werden. Mit dem Psychiater Hans-Christoph Steinhausen und der Jugendforensikerin Cornelia Bessler sprachen Roger Nickl und Thomas Gull

Herr Steinhausen, Frau Bessler, Diskussionen über Jugendgewalt und jugendliche Sexualstraftäter sind heute omnipräsent. Die Jugend scheint im Gegensatz zu früher ausser Rand und Band. Und Jugendliche kämpfen, so muss man daraus schliessen, vermehrt mit psychischen Problemen. Stimmt dieser Eindruck?

CORNELIA BESSLER: Ob das so ist, wird in der Fachwelt kontrovers diskutiert. Tatsache ist, dass die Zahl der Medienartikel zum Thema Jugendgewalt in der letzten Zeit exponentiell gestiegen ist. Das vermittelt der Öffentlichkeit den Eindruck, dass die heutige Jugend ausser Rand und Band sei. Die Jugendgewalt war aber schon immer ein Thema der öffentlichen Diskussion. Das war zu Zeiten von Aristoteles und Sokrates nicht anders. Jede Gesellschaft hat die Aufgabe, die Jugendlichen zu erziehen und zu integrieren, deshalb muss sie sich auch immer wieder mit ihnen auseinandersetzen.

HANS-CHRISTOPH STEINHAUSEN: Ich kann dazu zwei Positionen skizzieren. Aus wissenschaftlicher Sicht gibt es keine schlüssige Antwort auf diese Frage, weil es keine entsprechenden Studien gibt. Es gibt nur Indikatoren aus Befragungen von Jugendlichen, die in verschiedenen Ländern durchgeführt wurden. Diese zeigen, dass die Probleme insgesamt nicht zunehmen. Es gibt allenfalls in Teilbereichen Verschiebungen. Die zweite Position ist spekulativer Art: Jede Gesellschaft kann nur eine bestimmte Menge an Abweichungen tolerieren. Wie wir aus eigenen und internationalen Studien wissen, sind und waren unter den Kindern und Jugendlichen nie mehr als etwa 20 Prozent verhaltensauffällig. Das soll nicht den Blick auf das Problem verstellen, aber vor

Panikmache warnen. Tatsächlich gibt es aber auch Phänomene, die neu sind.

Zum Beispiel?

STEINHAUSEN: Ich war vor kurzem in einer unserer Polikliniken am Zürichsee. Dort wurde mir ein Fall geschildert, wie ich ihn bisher noch nicht erlebt habe: Ein Mädchen wurde von einem anderen spitalreif geschlagen. Beide kommen aus gut situierten Familien mit akademischem Hintergrund. Diese Art von Mächengewalt ist für mich neu.

In der öffentlichen Wahrnehmung sind jugendliche Straftäter männlich, haben einen Migrationshintergrund, sind schulisch schwach und kommen aus zerrütteten Familienverhältnissen. Ist dieses Bild demnach falsch?

BESSLER: Zum einen: Das Verhältnis zwischen weiblichen und männlichen delinquenten Jugendlichen ist über die Jahre hinweg gleich geblieben, die Frauen machen etwa 10 bis 16 Prozent aus. Physisch gewalttätige Jugendliche sind vor allem männlich. Aber auch bei den Frauen stellen wir eine Maskulinisierung der Gewaltformen fest. Das hat auch mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu tun. Die Rolle der Frauen in unserer Gesellschaft hat sich geändert. Mädchen lernen Schlagtechniken, sie wollen sich wehren und durchsetzen können. Aber grundsätzlich ist das Aggressionsverhalten, wenn es sich um direkte körperliche Aggression handelt, männlich dominiert. Zum anderen: Tatsächlich sind Jugendliche mit Migrationshintergrund, die von der Polizei aufgegriffen werden, überrepräsentiert. Die Schlussfolgerung aber – Migrant gleich Delinquent – greift zu kurz. Jugend-

liche aus Migrantenfamilien haben mit mehr Problemen zu kämpfen und sind grösseren Belastungen ausgesetzt. Zur Rolle der Familie ist schliesslich zu sagen, dass sie für die Orientierung Heranwachsender wichtig ist. Daher sind wir in der Jugendforensik oft mit Jugendlichen aus Multiproblem-Familien konfrontiert. Aber wir müssen uns auch mit Kindern und Jugendlichen aus unauffälligen Verhältnissen auseinandersetzen. In solchen Fällen tragen andere Faktoren zur delinquenten Entwicklung bei.

STEINHAUSEN: Folgendes muss man festhalten: Es gibt keine sozialen Barrieren für Jugenddelinquenz. Trotzdem sind Jugendliche mit einem Migrationshintergrund bei den Problemfällen überrepräsentiert. Das hängt sicherlich mit den schlechteren Chancen zusammen. Bedenken sollte man aber auch, dass die sozialen Institutionen und Kontrollinstanzen auf diese Jugendlichen geeicht sind. Es gibt eine viel höhere Wahrscheinlichkeit, dass das abweichende Verhalten von Migrantenkinder entdeckt und geahndet wird als etwa das des Sohnes eines Bank-Managers.

BESSLER: Soziale – vor allem emotionale – Verwahrlosung gibt es in der Tat auch bei den so genannt Bessergestellten. In der praktischen Arbeit gestaltet sich der Umgang mit solchen Fällen oft schwierig. Wir hatten an der Fachstelle für Kinder- und Jugendforensik etwa einen Jugendlichen, der im grossen Stil betrogen hat. Als es darum ging, geeignete Massnahmen zu ergreifen, sagte er nur: «Was wollen Sie, ich habe soeben vier Millionen geerbt.» In der Tat, in solchen Fällen sehen die Optionen ganz anders aus. Es werden private Arrangements getroffen...

STEINHAUSEN: ... und alle sind sehr verständnisvoll. Ganz anders sieht die Sache aus, wenn Hasan mit einer Mutter, die kein Wort Deutsch kann, und einem radebrechenden Vater vor dem Jugendrichter steht.

Eine Form von Klassenjustiz?

STEINHAUSEN: Durchaus – wenn auch relativ subtil. Solche Beobachtungen wurden bereits in den 1950er-Jahren in den USA gemacht. Am besten weg kommt, wer intelligent ist und einen guten familiären Hinter-

grund hat. Da sind gesellschaftliche Filter am Werk, die in den Köpfen sind.

Was wäre zu tun, damit Jugendliche weniger verwahrlosen und delinquent werden?

BESSLER: Der materielle Wohlstand ist eben nicht alles. Viel wichtiger ist, dass sich die Eltern persönlich in die Erziehung ihrer Kinder einbringen. Sie sollten sich Zeit für ihre Kinder nehmen. Das ist mit den heutigen Anforderungen und mit unseren heutigen Strukturen aber gar nicht so einfach, wie ich aus eigener Erfahrung weiss.

STEINHAUSEN: Genau, die Eltern müssen sich investieren, aber sie müssen auch von der Gesellschaft die Möglichkeit dazu bekommen. Viele Eltern werden heute im Alltag ständig

getrieben. Mit der Rekrutierung der Frauen für die Arbeitswelt ist die Organisation des Familienalltags zudem schwieriger geworden. Die traditionelle Rollenteilung hat andererseits nicht sichergestellt, dass es keine familiären Probleme gibt. Die Tatsache, dass heute viele Frauen arbeiten, hat die Sache aber akzentuiert. Sie müssen mit Mehrfachbelastungen und Stress fertig werden. Das können wir nicht ändern, wir können und wollen die Frauen ja nicht an den Herd zurückdrängen. Aber wir müssen neue Rahmenbedingungen, wie etwa in Frankreich, schaffen, wo die Mütter besser entlastet werden und der Staat die Betreuung der Kinder organisiert. Bei uns ist die staatliche Ignoranz in dieser Hinsicht geradezu absurd und es ist unverständlich, dass die Eltern für die Kinderbetreuung bluten müssen.

«Wir stellen bei Mädchen eine Maskulinisierung der Gewaltformen fest – sie lernen Schlagtechniken und wollen sich durchsetzen.» Cornelia Bessler



Wann beginnt sich ein dissoziales und delinquentes Verhalten abzuzeichnen?

Anders gefragt: Wann sollte die Psychiatrie intervenieren – etwa schon, wenn Kinder im Sandkasten durch übermässige Aggression auffallen?

STEINHAUSEN: Die Richtung ist klar. Am besten fängt man schon im Kindergarten an – wer zuschlägt, hat einfach keine sozialen Kompetenzen, um mit Konflikten fertig zu werden. Das heisst, solche Kinder müssen lernen, wie man besser mit Auseinandersetzungen umgeht. Zudem sollte die erzieherische Kompetenz der Eltern gestärkt werden. So kann man zumindest die Wahrscheinlichkeit vermindern, dass sich das auffällige Verhalten verstärkt. Aus wissenschaftlicher Sicht muss man allerdings immer festhalten, dass die Bäume nicht in den

Himmel wachsen. Die Psychiatrie kann nicht das gesellschaftliche Problem der Jugendgewalt lösen. Aber wir kümmern uns um jene Jugendlichen, deren dissoziales Verhalten mit psychischen Störungen gekoppelt ist. Denn Delinquenz und Dissozialität sind an sich noch keine psychischen Störungen, aber die Überschneidungen sind sehr gross.

Welche Möglichkeiten der Früherkennung gibt es denn?

STEINHAUSEN: Idealerweise würde man Screenings, das heisst, systematische Erhebungen in der Schule ab einem bestimmten Alter machen. Das wäre aber eine Aufgabe für die Schulpsychologischen Dienste. Diese könnten beispielsweise einmal im Jahr eine Befragung von Schülern, Eltern und Lehrern durchfüh-

ren. Unser System beruht immer noch darauf, dass sich Kinder und Jugendliche zuerst auffällig verhalten müssen und deshalb zum Psychiater gebracht werden.

Würden sich nicht die Eltern dagegen wehren, weil sie das Gefühl haben, ihre Kinder würden gewissermassen pathologisiert?

BESSLER: Es kommt darauf an, wie man das kommuniziert. Wenn man den Eltern vermitteln kann, dass die Massnahmen letztendlich den Kindern zugutekommen, sind sie wohl zu gewinnen.

Kommen wir auf die Sexualstraftaten von Jugendlichen zu sprechen, die in letzter Zeit vermehrt zu reden gegeben haben. Es scheint, die Zahl straffälliger Jugendlicher hat in diesem Bereich zugenommen. Zudem werden die Straftäter mit einem Altersdurchschnitt von 14,5 Jahren auch immer jünger. Ist das tatsächlich so?

BESSLER: Wir können über die letzten 10 Jahre eine Beschleunigung in der Sexualentwicklung Heranwachsender feststellen. Jugendliche werden heute schneller geschlechtsreif – das ist wissenschaftlich belegt. Das heisst, sexuelle Interessen werden früher formuliert und es kommt daher auch früher zu Auffälligkeiten und zu Delikten in diesem Bereich. Hinzu kommt, dass unsere Gesellschaft nicht statisch ist. Die Sexualmoral war vor 100 Jahren nicht so liberal wie heute. Zudem führen die neuen Medien zu einem ubiquitären Angebot an Erotik, das auch von der Gesellschaft getragen wird und das – notabene – ein lukratives Geschäft ist. Dass sich die Jugendlichen dafür interessieren, liegt auf der Hand. Die Frage, ob es mehr Sexualstraftäter gibt, ist so gesehen unsinnig. Klar ist, dass sich das Sexualverhalten verändert hat. Die Gesellschaft muss sich deshalb neu die Frage stellen, was sie tolerieren will und was nicht. Was halten wir etwa von Gruppensex – in der Pornografie ist das üblich. Viele Jugendliche, die zu mir kommen, verstehen deshalb gar nicht, wo das Problem sein soll.

STEINHAUSEN: Die Medien spielen hier eine ganz wichtige Rolle. Das Thematisieren von

«Ein regelmässiges Screening in Schulen könnte Kinder mit Risikomerkmalen schon früh identifizieren.» Hans-Christoph Steinhausen



Sexualität ist ihr tägliches Brot. Die Funktion des Stimulierens und Interesseweckens, die damit verwoben ist, wird aber viel zu wenig reflektiert. Da nehmen sie ihre Verantwortung schlicht zu wenig wahr.

Die jugendlichen Sexualstraftäter sind in einem gewissen Grad also auch «Opfer» der Gesellschaft?

BESSLER: Ich möchte diese Delikte keinesfalls bagatellisieren. In der Jugendpsychiatrie und -forensik müssen wir aber aus der Täterperspektive zu verstehen versuchen, welche Umstände zu einem bestimmten Tatverhalten geführt haben. Das heisst nicht, dass die Tat zu entschuldigen ist. Im Weiteren finde ich es bedenklich, dass Jugendliche ihre Sexualität oft nur noch als auswechselbaren Konsumartikel und nicht mehr als Inbegriff von Beziehung, Nähe und Geborgenheit wahrnehmen. Dieser Aspekt der Liebe droht verloren zu gehen.

Die Entrüstung der Gesellschaft scheint so gar nicht zur liberalen Sexualmoral zu passen, die Sie angesprochen haben. Verhindert diese paradoxe Situation auch das Lösen von Problemen?

STEINHAUSEN: Es ist tatsächlich eine grosse Hilflosigkeit im Umgang mit diesem Thema zu spüren. Ein Beispiel aus der Praxis: Eine knapp 14-Jährige unterhält eine sexuelle Beziehung zu einem 27-jährigen, straffälligen Türken. Die Mutter ist in diesem Fall nicht fähig, eine Grenze zu ziehen und diese Liaison zu beenden, weil sie Angst davor hat, die Tochter zu verlieren. Die Handlungsunfähigkeit in dieser Situation ist schon bemerkenswert.

Was kann denn gegen Sexualdelikte von Jugendlichen präventiv unternommen werden?

BESSLER: Ein wichtiges Thema ist beispielsweise der Umgang mit dem Internet. Auf unserer Fachstelle landen viele Jugendliche, die sich illegale Pornografie heruntergeladen haben und die im Netz aufgespürt wurden – das sind oft Gymnasiasten und Jugendliche aus besseren Verhältnissen. Jugendliche lassen ihre Computer ja zum Teil nächtelang laufen und laden

sich alles Mögliche und Unmögliches herunter. Es ist leider unglaublich simpel, an illegale Pornografie im Internet zu kommen. Bei uns werden die Jugendlichen darüber aufgeklärt, was ihre Tat überhaupt bedeutet – das löst in der Regel viel Betroffenheit aus. Sie kommen ins Nachdenken und halten dann beispielsweise in den Schulen Vorträge über die Gefahren des Internets und wie man damit umgehen kann.

Was kann man machen, dass Jugendliche weniger häufig delinquent werden? Und wo muss man ganz allgemein bei der Prävention ansetzen?

STEINHAUSEN: In der Psychiatrie betreiben wir nicht Primär-Prävention, sondern wir sind darauf angesetzt, Einzelnen in schwierigen Lebenssituationen zu helfen. Aufgrund unserer Erfahrung und unseres Wissens in diesem Bereich können wir aber versuchen, gesellschaftliche Impulse zu geben. Ich könnte mir etwa vorstellen, dass in der Kleinkinderziehung im Kindergarten Intervention und Prävention im Sinne von spielerischen Aktivitäten für einen gewaltfreien Umgang implementiert werden. Genauso wäre denkbar, dass man als Primär-Prävention eine Frühfilterung in Schulen etabliert und so Kinder mit Risikmerkmalen schon früh zu identifizieren versucht. Mit auffälligen Kindern und Jugendlichen arbeiten wir heute in Psychiatrie übrigens vor allem verhaltensorientiert. Das heisst, wir wollen das Verhalten ändern. Das ist im Vergleich zu früher, wo man viel mehr deutend-verstehend arbeitete, eine klare Verschiebung der therapeutischen Schwergewichte. Heute versucht man gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen Fertigkeiten zu entwickeln, die sie nicht haben, und Eltern in ihrer erzieherischen Tüchtigkeit zu unterstützen.

BESSLER: Unser Auftrag in der Jugendforensik ist erst einmal die psychiatrische Versorgung der straffälligen Jugendlichen – dazu gehören natürlich auch therapeutische Massnahmen. Wenn es dadurch gelingt, bei delinquenten Jugendlichen in einem frühen Stadium einen Rückfall zu verhindern, ist dies natürlich auch Prävention. Die möglichst frühzeitige Intervention ist daher der effektivste Opferschutz. Das ist aber auch von einem finanziel-

len Standpunkt aus relevant. Man muss sich einmal vor Augen halten, was ein Rückfall kostet – das geht in die Millionen.

Die Strategie ist also bei Hänschen zu korrigieren, was später bei Hans wahrscheinlich nicht mehr möglich ist.

BESSLER: Ja, das ist die Stossrichtung. Die professionelle Behandlung jugendlicher Straftäter zeigt signifikant bessere Erfolge im Vergleich zur Behandlung erwachsener Straftäter.

ZU DEN PERSONEN

Hans-Christoph Steinhausen ist seit 1987 Ordinarius für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Ärztlicher Direktor des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes. Er wurde Ende August 2008 emeritiert und tritt eine neue Professur an der Universität Aarhus (DK) sowie eine Senior-Honoraryprofessur an der Universität Basel an. In Zürich wird er seine Forschungsschwerpunkte in der Entwicklungspsychopathologie, der klinischen Neurowissenschaften und der Genetik in der Kinder- und Jugendpsychiatrie sowie der Evaluationsforschung fortführen.

Cornelia Bessler ist seit 2004 Leitende Ärztin der Kinder- und Jugendforensik am Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universität Zürich. Zuvor war sie als Leitende Ärztin und Chefarztstellvertreterin am Psychiatrisch-Psychologischen Dienst des Justizvollzuges tätig und war vor allem für erwachsene Straftäter zuständig. Sie ist Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie für Erwachsene sowie für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt in der Forensik.

LITERATUR ZUM THEMA Hans-Christoph Steinhausen, Cornelia Bessler (Hrsg.): *Jugenddelinquenz. Entwicklungspsychiatrische Grundlagen und Praxis*, Kohlhammer Verlag 2008